

Vortrag:
**Frauencharaktere
in den
bad banker-Thriller**

Erklärt und gelesen

von

Dr. Markus A. Will

Publizist & Autor – Dozent & Berater

– Es gilt das gesprochene Wort –

20. November 2015



Meine Damen,

ich danke Ihnen sehr herzlich, dass Sie heute Abend zum 100sten Geburtstag der Frauenzentrale mich eingeladen haben. Ich habe in den letzten fünf Jahren viele Lesungen gemacht und an Diskussionen teilgenommen, aber das wird für mich heute Abend sicher ein aussergewöhnlicher Abend. Ich hoffe natürlich, dass auch Sie das am Ende sagen werden.

Ich darf Ihnen als Mann heute Abend meine Frauen vorstellen. Ich habe mehrere, sogar noch mehr, als ich heute präsentieren kann. Aber die Frauen, über die ich nun erzählen will, existieren nicht in der Realität, sondern sind samt und sonders Ausgeburten meine Phantasie. Sie sind Figuren meiner Romane, die ich Ihnen erklären möchte.

Als Maya Grollimund mich vor einigen Monaten für dieses Abend angefragt hatte, war ich aus zweierlei Gründen überrascht:

Zum einen hatten wir bis zu diesem Zeitpunkt nur in meinem seriösen Berufsleben als Unternehmensberater miteinander zu tun. Zum anderen sind meine Romane Wirtschaftskrimis und enthalten neben – wie mir attestiert worden ist – viel verständlichem, erklärendem Inhalt auch viel Sex und Mord.

Bei meinen Frauen habe mich auslassen können: Sie sind durchtrieben, offen in vielerlei Hinsicht und manches Mal zickig. Meine weiblichen Hauptfiguren sind eine Journalistin, eine Investmentbankerin sowie, sorry, eine Prostituierte. Sollte ich darüber bei der Frauenzentrale sprechen? Ich dachte, das passt nicht zusammen und Frau Grollimund hat sich im Grunde vertan.

Ich bin mit gutem Selbstbewusstsein ausgestattet, aber davor hätte ich zu viel „Schiss“, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben. Doch sie hat nicht locker gelassen, so dass ich zugesagt habe. Ich habe ja auch schon in Banken und vor Bankern über meine „bad banker“ geredet. Warum also nicht vor Frauen über Frauen? Sie wissen ja: Brave Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin.

Also habe ich mir in den letzten Wochen meine Frauen genauer angeschaut: Sie sind nämlich alles andere als stereotyp, sind alle hochintelligent und stehen alle – wie es so schön heisst – „in ihren Jobs ihren Mann“. Meine Frauen habe ich durchweg besser angelegt als meine Männer. Ich war zugegebenermassen selbst ein wenig positiv überrascht!

Es ist eines der Privilegien eines Autors, dass er seine Figuren erfinden, entwickeln und verändern darf. Manches hängt natürlich von der Handlung und der Umgebung ab (in Banken braucht es halt Bankerinnen), aber ansonsten sind die Gedanken frei. Ich darf mir meine Frauen so bauen, wie Markus Will: Dick, dünn, gross, klein, schlau, doof etc. und dann kommt ja noch der Charakter hinzu.

Meine Frauen sind mir sehr wichtig, weil sie in meinen bad banker-Büchern die Männer durch ihre Art entlarven. In der Zeit vor und auch nach der Finanzkrise ist das internationale Investmentbanking in weiten Teilen, aber vor allem unter den Tradern, ein Geschäft von Machos. Die big bonuses sind zu einem gewissen Masse auch eine Folge der big balls der Jungs. Die Übersetzung spare ich mir.

Ich habe Ihnen heute Abend drei Frauen mitgebracht, die gegen diese Machos auf unterschiedliche Weise ankämpfen, und dies, bis auf eine, sehr erfolgreich: Die Journalistin Carla Bell, Mitte 20, aus London, die Bankerin Isabella Davis, Mitte 40, sowie die Prostituierte Diana Lundgren, ebenfalls in den 40ern. Ich würde mir wünschen, dass sie am Ende meiner Lesesequenzen auch Sympathien für Diana entwickeln. Aber zu ihr später.

Beginnen wir mit Carla Bell, die nach ihrem Mathematikstudium im Alter von 25 als junge Journalistin beim „CityView“, einen von mir erfundenen Finanznewsletter in London ihre Arbeit als Journalistin beginnt. Am Ende des zweiten Bandes heisst Carla Bell Bensen, hat einen doppelt so alten Schweizer Bankier und Gentleman geheiratet, ein Kind mit diesem Carl Bensen und ist Besitzerin und Chefredakteurin des CityView. Im Wesentlichen schauen Carl und die Nanny nach dem Kind, während Carla als „Young Lady of Fleet Street“ Karriere macht. Und das alles in sieben Jahren.

Ich möchte Ihnen Carla zunächst vorstellen – aus einer Szene ganz zu Beginn, als sie in einem alten Londoner Taxi auf dem Weg zur Paddington Station ist, um über Weihnachten 2006 nach Hause zu ihrem verwitweten Vater zu fahren. Das Taxi und der Fahrer haben beide so 20 Dienstjahre auf dem Buckel. Beide sind nicht ganz sauber und es riecht etwas muffig. Weil Carla aber spät dran ist, mahnt sie zur Eile, ehe sie, von der vorabendlichen Weihnachtsfeier, müde ist und wegdöst. Da kann sie der Taxifahrer im Rückspiegel beobachten und die Leserinnen und Leser sich ein Bild machen:

»Mein Zug geht in einer halben Stunde. Schaffen wir das?«, fragt sie ihren Fahrer.

»Lady, Sie wissen gar nicht, wie oft ich ›Schaffen wir das?‹ in den letzten Tagen gehört habe.«

Derweil fördert der Suchlauf ein Sammelsurium an Musik zutage – nur nicht Chris Reas heiser quengelnden Bariton mit Driving home for Christmas.

Carla ist müde, die letzten Tage hatte sie nicht viel Schlaf bekommen. Journalisten, insbesondere die besten Federn der Finanzpresse, werden stets vor Weihnachten von den Unternehmen hofiert, und Carla hatte sich keine der angesagten Partys entgehen lassen. Trotz ihrer Sorge, den Zug zu verpassen, schließt sie die Augen und lässt sich in die Polster sinken.

Als der Fahrer in den Rückspiegel schaut, ist die junge Frau in den leichten Taxischlaf gefallen, den er nur zu gut von seinen Gästen kennt. Sie dürfte etwa Mitte zwanzig sein, hat attraktive, etwas herbe Gesichtszüge und schulterlanges, rotblondes Haar. Ihre ramponierte Handtasche wie die Labels der Geschenktüten lassen darauf schließen, dass sie nicht besonders viel verdient.

Wahrscheinlich eine Journalistin. »CityView«, wo er – bei laufendem Taxameter selbstverständlich – geschlagene achtzehn Minuten auf sie warten musste, klingt danach. Rund um Southwark Bridge hatte sich seit ein paar Jahren die Medienszene in den alten Fabrikhallen entlang der Themse festgesetzt und dem Quartier zu etwas mehr Glanz verholfen.

Die junge Frau ist ungeschminkt, mittelgroß, trägt Rollkragenpullover, Jeans und schlichte Damenschuhe mit kleinem Absatz. Mantel und Mütze hat sie neben sich drapiert und die Füße

auf ihren Koffer in dem geräumigen Londoner Cab hochgelegt. Unter dem dünnen Rollkragenpullover zeichnen sich feste Brüste ab, die sich unter einem dezenten goldenen Amulett im Rhythmus ihres ruhigen Atmens heben und senken.

Das ist Carla also am Beginn ihres siebenjährigen Weges, der in die beschriebenen Höhen führen wird. Glass Ceiling ist nichts für meine Carla. Das wäre sicher auch etwas für Ihre Töchter, nicht wahr? Wenn Sie aber wüssten, was Carla zwischendurch alles gemacht hat, dann würden Sie sicher nicht so einfach nicken:

Carla fällt zwischendurch vom Pfad der Tugend ab, lässt sich auf einen miesen Investmentbanker ein, verliert ihren Job und muss sich als Journalistin im schnöden Marketing verdingen. Sie erleidet einen schweren Unfall mit zeitweisem Gedächtnisverlust, ehe ihr plötzlich alles, was sie falsch gemacht hat, wie Schuppen von den Augen fällt. Sie kommt sich ziemlich benutzt und hintergangen vor. Carla bekämpft ihren Ex-Liebhaber und neuen Widersacher, wird mehrfach fast erschossen und wird am Ende mit Geld und Liebe belohnt.

Ich bin Sohn einer Coiffeuse und Coiffeurs und kenne von Kindesbeinen an, was Frauen zumindest beim Coiffeur lesen: Schweizer Illustrierte, Bunte oder Gala, alles mit Herz und Schmerz. Und wissen Sie was? Ich lese und liebe das auch. Deshalb brauchte ich dieses Rosamunde-Pilcher-Ende der Liebe für mich und für alle Frauen, die im Übrigen 70 Prozent aller Bücher kaufen. Lehnen Sie sich also zurück – wie beim Waschen der Haare beim Coiffeur:

Alles Wüste in Carlas Leben beginnt mit einem fatalen Fehler zwei Tage vor Weihnachten. Sie lässt sich auf einen mephistophelischen Deal mit einem PR-Berater ein, nachdem Carla mitbekommen hatte, dass es auf einer Weihnachtsfeier einer Investmentbank im Grosvernor House in London auch Nutten als kleine Geschenke im Angebot hatte, die zur besseren Unterscheidung von ebenfalls anwesenden Ehefrauen mit kleinen blauen Bändchen am Handgelenk ausgestattet worden waren. Dummerweise trägt auch Carla so ein blaues Bändchen, wobei es in ihrem Falle das noch übrig gebliebene Erkennungszeichen der Weihnachtsfeier einer anderen Bank vom Vortag ist. Die gut aussehende junge Carla im kleinen Schwarzen wird verwechselt:

»Schätzchen, ich habe auch einen Schuss frei. Vom großen Mitch geschenkt bekommen! Wie wärs?«, flüstert der junge Typ Carla Bell ins Ohr, der plötzlich aus dem Nichts auf sie zukommt. Dabei hat sie sich extra etwas abseits in der Nähe der Aufzüge gestellt, um mit einem Glas Champagner in der Hand erst einmal das bunte Treiben auf der Weihnachtsfeier der Carolina Bank zu beobachten. Der Great Ball Room im ehrwürdigen »Grosvernor House« füllt sich schnell mit gut gelaunten Menschen, doch die Journalistin mag es nicht, alleine inmitten der Menge zu stehen.

»Wie bitte?! Fuck you«, stößt sie laut hervor, ist aber so perplex, dass sie dem gut aussehenden Bürschchen, sicher ein junger Associate Director der Bank, keine scheuert, sondern ihn entgeistert mit offenem Mund anstarrt.

»Ich wusste gar nicht, dass ihr Escorts so zickig seid. Mitch zahlt

doch gut, oder?«, klagt der bereits leicht Angetrunkene mit loser Krawatte und zerzaustem Haar. Er zeigt auf ihr blaues Bändchen und klingt konsterniert, bleibt jedoch weiterhin fordernd vor ihr stehen.

Was geht hier bloß ab? Bei Carla Bell beginnen die Alarmglocken laut zu klingeln.

»Ich weiß nicht, wer du bist und was du meinst. Ich bin jedenfalls Reporterin des ›CityView‹ und hier zur Weihnachtsfeier eingeladen.« Carla Bell versucht seitlich auszuweichen, wobei sie etwas Champagner auf ihr schwarzes Kleid verschüttet.

Die Verwirrung steht dem jungen Mann deutlich ins Gesicht geschrieben: »Entschuldigung, das ist ein Missverständnis. Sorry, sorry. Ich habe wohl schon zu viel getrunken.« Entschuldigend hebt er beide Arme, dreht sich auf dem Absatz um und ruft ihr noch nach: »Nehmen Sie besser das blaue Bändchen ab.«

Was soll das, fragt sich Carla irritiert und starrt auf das Bändchen am rechten Handgelenk, das sie noch von der Party des Vorabends trägt. Aus blauen Plastikfäden gewirkt und aufgedreht, ähnelt das blaue zentimeterdicke Armband Modeschmuck, der gestern an der Einlasskontrolle als Erkennungszeichen ausgegeben wurde und ihr so gut gefallen hat ...

Instinktiv zieht sie sich einen Meter zurück und steht nun im Halbdunkel hinter zwei Zierbäumchen. Dort bringt sie sich erst einmal wieder unter Kontrolle, atmet tief durch, trinkt ihren Rest Champagner in einem Zug aus.

Irgendetwas stimmt hier nicht. Carla Bell beginnt, die Menschen hier genauer in Augenschein zu nehmen. Die Männer sehen alle gleich aus: Anzüge, in der Regel dunkle Farben, Hemden mit Manschetten, Krawatten, die einige schon gelockert haben. Alle halten ein Glas in der Hand, die ausladenden Gänge und Säle sind erfüllt von lautem Lachen; unter den selbstbewusst auftretenden Bankern herrscht eine ausgelassene Stimmung. Wie Pfauen stolzieren einige umher, manche zeigen ihre Frauen wie Trophäen herum, wenn sie nicht gerade nur als Männergruppe zusammenstehen, wie Carla Bell aus ihrer Ecke heraus registriert. Bei den Frauen verhält es sich anders: Da schwirren zunächst einmal sehr viele junge Frauen herum, die eigentlich kaum voneinander zu unterscheiden sind – die Partyuniform der Londoner City schreibt für Sekretärinnen und Assistentinnen das kleine Schwarze mit High Heels für den Abend vor. Dieses Outfit gilt nicht für die hier an einer Hand abzuzählenden Bankerinnen, die sich in ihren strengen Businesskostümen klar von den unteren Chargen absetzen. Solche Frauen gibt es unter den Investmentbankern jedoch nur wenige in der City; noch immer ist Investmentbanking überwiegend Männersache. Die dritte Gruppe besteht aus den Ehefrauen der Banker, die zu solchen Anlässen stets aufgetakelt antreten, weil sie endlich mal wieder aus ihren Vorstadthäusern heraus dürfen.

Die wenigen Bankerinnen sind teuer, aber eher praktisch in Windsor oder Akris gekleidet, zumal sie meist direkt aus dem Büro

kommen. Die Ehefrauen stehen sich in Chanel, Hermes oder anderen Couturiers die Beine in den Bauch und reden über Schule oder Golf. Das hat Carla Bell bereits auf anderen Weihnachtspartys mitbekommen und sich dann eher mit den Bankern unterhalten, bis diese so angetrunken waren, dass jede weitere Unterhaltung zwecklos wurde. Warum sollte sie sich mit vierzigjährigen Frauen über Schule oder Golf unterhalten? Sie hat weder Kinder, noch spielt sie das Spiel der alten Männer.

Dass sie allerdings so aussieht wie die jungen Frauen, die sich ansonsten um Reisekosten, Buchungen oder Schreibearbeiten kümmern, ist ihr bislang gar nicht aufgefallen. Carla Bell, selbst gerade erst fünfundzwanzig Jahre alt, hat ebenso ein kleines Schwarzes an, trägt Schuhe mit hohen Absätzen, so wie die meisten Mädchen hier, alle in den Zwanzigern, die rund um Liverpool Street Station in der alten City oder Canary Wharf draußen in den Docklands für die Banker arbeiten. Sie haben wenige Gelegenheiten, einmal in die teuren Hotels zu kommen, in die sie sonst ihre Chefs einbuchen müssen. Die Weihnachtsfeier der Carolina Bank ist einer dieser seltenen Anlässe, an dem alle drei Frauentypen Zusammentreffen. Da sie sich jedoch fest an ihre Gruppe halten, besteht eigentlich keine Gefahr der Durchmischung.

Sie erkennen, dass ich nicht nur die Ausgangslage für Carla beschreibe, sondern durch ihre Beobachtung der anderen Frauen und Männer auch, wie dort miteinander umgegangen wird und welche Rolle Frauen in der City haben. Carla wird also verwechselt und will die Sache natürlich am nächsten Tag schreiben. Wo kämen wir denn hin, wenn man Nutten mit auf Weihnachtsfeiern bringen dürfte. Das ist übrigens im London der 90er Jahre andauernd passiert. Das habe ich mir nicht ausgedacht. Der Mann, der das mehr oder weniger zu organisieren hatte, ist der PR-Berater Robert Pearson, der Carla von der Veröffentlichung abbringen will. Der kommt am nächsten Tag, zwei Tage vor Weihnachten, extra in die Redaktion des CityView:

Carla führt Robert in Richtung Besprechungsraum: »Simon möchte sich zu uns gesellen, damit wir die Geschichte von gestern besprechen können.«

»Weiß er, worum es geht?«, versucht Robert die Ausgangslage zu klären.

»Ich habe ihm noch nichts erzählt.«

Gott sei Dank, denkt Robert, als Simon auf dem Weg ist zum kleinen stickigen Besprechungsraum ohne Fenster und funzeligem Neonlicht. Robert, innerlich nervös zitternd, ist äußerlich ganz Prinz Charming. Erst als Simon bereits die Klinke der Türe drückt, hört er die rettende Stimme von Annabelle.

»Simon, kannst du noch schnell Sir Peter nehmen«, trällert sie über den ganzen Flur.

Der verzieht das Gesicht, doch da er später zum Editors Drink will, ist es wohl besser, noch schnell zu telefonieren.

»Fangt schon mal ohne mich an, Cane will wohl über die letzte Notenbanksitzung mit mir plaudern.«

Glück gehabt, seufzt Robert. So ein Mist, denkt Carla; ihr ist Simons Verschwinden alles andere als recht, aber sie kann nichts daran ändern. Robert gehört nicht zu denjenigen, die man warten lassen sollte, außerdem hat sie alle Karten in der Hand. Sie nehmen Platz, und da für Robert die Zeit drängt, kommt er lieber gleich zur Sache: »Das mit den Nutten ist eine Privatangelegenheit der jungen Leute gewesen und nichts, was Sie erstens beweisen können und zweitens schreiben sollten. Lassen Sie das!«

»Kein Small Talk?« Carla weiß natürlich, dass Robert recht hat, sie kann die Sache mit der Rothaarigen auf der Toilette oder mit dem jungen anbaggernden Banker nicht mit harten Fakten untermauern. »Ich würde das gerne schnell klären, Carla. Die Sache ist mir und meinem Mandanten sehr unangenehm, aber eben eine Privatsache.« Er schaut sie mit vor sich auf dem Tisch gefalteten Händen an. Imagemodul »gütiger Pfarrer«, wie es sich Robert auf der Herfahrt vorgenommen hat. Im Laufe der Jahre hat er sich eine ganze Reihe solcher Imagemodule gebastelt und kann sie nach Belieben und Notwendigkeit aus dem Hut zaubern: harter Hund, einfühlsamer Journalistenversther und noch ein paar Rollen mehr.

»Eine der Prostituierten hat mir ihre Nummer gegeben. Ich kann sie jederzeit anrufen und mit »sources close to the situation« zitieren. Robert, das geht zu weit! Wo kommen wir denn hin, wenn zu Weihnachtsfeiern die leichten Damen neben dem schweren Nikolaus stehen. Das ist doch keine Privatsache!«

Carla blufft, wie sie es bei Simon gelernt hat. Aber Robert vermag nicht genau einzuschätzen, ob sie tatsächlich nur blufft. Er realisiert, dass sie nicht so leicht klein begeben würde. Die Lady scheint deutlich raffinierter zu sein, als ihr noch junges Aussehen vermuten lässt. Aber er wäre nicht »PA«, könnte er nicht zulegen. Die beiden schauen sich im fensterlosen Besprechungszimmer in die Augen:

»Nutten geben Frauen keine Telefonnummern. Ich kenne mich da aus. Das glaube ich Ihnen nicht, junge Dame«, lächelt er.

»Vergessen Sie nicht, Robert: Ich war für die zum Verwechseln ähnlich, quasi eine von ihnen«, antwortet sie und legt den Kopf mit ihrem »Carla-Bell-Ich-will-was-von-dir-Lächeln« zur Seite. Zur Bestätigung zieht sie den Pullover am rechten Arm etwas hoch und hält Robert das blaue Bändchen hin.

»Okay. Let's cut a deal«, knickt Pearson unter Zeitdruck ein.

»Damit diese Geschichte nicht erscheint. Sie hat nichts mit dem Geschäft der Bank zu tun, aber sie wäre für alle Beteiligten sehr peinlich, nicht wahr? Auch für Sie Carla, denn Sie wollen doch sicherlich nicht in einer anderen Zeitung lesen, mit einer Nutte verwechselt worden zu sein.«

Carla fällt etwas in ihrem Stuhl zurück und schnappt nach Luft. Daran hat sie nicht gedacht. Robert würde die Sache im Falle eines Falles natürlich streuen. Und einer würde es sicher veröffentlichen; dafür hat Robert zu viele Eine-Hand-wäscht-die-andere-Nummern parat.

Nun ist auch Carla klar, dass Robert nicht klein begeben würde. Gleichzeitig riecht sie ihre Chance, sie wollte schon lange auf

seiner »preferred list« von Kontakten ganz nach oben klettern. Wollte sie wirklich tief in das System der Banker eindringen, so brauchte sie den großen PR-Guru noch, wie sie es sich heute Nacht auf dem Nachhauseweg bereits überlegt hat. Mit der Veröffentlichung der Nuttgengeschichte würde sie diese Chance wohl verspielen.

»Wie lautet Ihr Angebot, Robert?«

»Sie bekommen von mir demnächst einige dicke Fische. Exklusiv«, sein Blick bohrt sich in ihre Augen. »Damit werden Sie bekannt, Simon ist zufrieden und in ein paar Monaten können Sie sich aus diesem Drecksloch in Richtung einer besseren Zeitung verabschieden.«

»Nicht schlecht«, antwortet Carla ruhig, obwohl sie überrascht ist, wie abfällig er über den »CityView« spricht. Sie wägt kurz ab:

»Aber eines noch, Robert. Ich will Lehman. Exklusiv. Im Januar.«

»Wieso gerade Lehman selbst?«, fragt Robert beunruhigt.

»Nur so. Wir hatten gestern wenig Zeit. Und Sie wollen doch einen Deal, oder?«

»Okay. Mache ich, Carla.«

»Done«, ruft Carla, als Simon Trent gerade den Besprechungsraum betritt.

Carla vergisst diese „Kleinigkeit“ und erhält im Gegenzug Interviews mit den Investmentbankerstars im London vor der Finanzkrise. Sie ist eine blendende Journalistin, aber eben zwischenzeitlich auch verblendet von Mitch Lehman, dem „Mann, der über Wasser laufen kann“. Aber sie ist auch eine junge Frau, die noch nicht ganz fertig ist. Manche Dialoge zwischen Carla und ihrem Vater sind mir aus der Feder geflossen, als wären sie ein Gespräch zwischen mir und meiner Tochter, die – Gott sei Dank – nicht vom Pfad der Tugend abgekommen ist. Aber an der Stelle, an der ich ihren Vater sagen lasse, dass man „nicht Mist auf Mist drauflegen sollte“, also einen Fehler nicht durch einen zweiten noch schlimmer machen sollte, da bin das auch irgendwie ich. Aber Carla macht das und damit geht die Geschichte so richtig los – die blauen Bändchen ziehen sich wie ein roter Faden durch mein Buch.

Tja, die Kleine ist auf einen der grossen PR-Gurus hereingefallen. Aber keine Sorge: Carla entwickelt sich, darüber werde ich noch berichten. Ausserdem habe ich den Schmierfink Robert Petersen im Verlauf des Buches durch eine einfache Kofferbombe zerfetzt. Halbe Seite, mehr war der mir nicht wert. So möchte ich nicht, dass wir Männer sind. Als Autor lässt man sich mit den Figuren, die man mag, mehr Zeit – auch im Todeskampf. Ich habe übrigens auch überwiegend Männer „getötet“, überwiegend aber von Frauen. Und nur zwei Frauen musste ich „sterben lassen“ – um eine ist es nicht schade, den Tod der anderen bedauere ich sehr. Sie begeht Selbstmord als Folge ihres diabolischen Lebens. Wenn ich aber zu diesem Zeitpunkt gewusst hätte, dass ich einen zweiten und bald auch noch einen dritten Band schreiben würde, hätte ich sie überleben lassen.

Diese Frau möchte ich Ihnen noch vorstellen: **Isabella Davis**. Sie ist meine „Rakete“, die als Physikerin die toxischen Derivate erfunden hat, die man nur mit komplexen Modellen berechnen kann. Isa ist ungemein schlau, aber wie wir alle wissen, haben sich diese Mathematiker verrechnet und die Welt an den Rand des finanziellen Abgrundes gebracht. Isabella gehörte zu diesen Frauen, die – als sie das

Desaster erkennt – Selbstmord begeht und wie eine Rakete von der Dachterrasse des Peninsula in New York springt und auf den Boden klatscht, als die Schwerkraft sie einholt.

Das ist eine wunderbare Szene, die ich Ihnen aber hier nicht vorlesen werde, weil ich jedes Mal zu traurig werde, dass ich sie nicht gerettet habe. Ich hätte Isabella im zweiten Band noch so gut gebrauchen können, aber ich habe nicht aufgepasst. Sie ist mir entglitten – ihre Schizophrenie hat sie in den Tod getrieben. Irgendwann standen die Zeilen da, und ich wusste eigentlich nicht so recht, warum? Ich hätte ihre Zerrissenheit eher erkennen müssen. Schliesslich hatte ich sie von Anfang an als die „Frau mit den zwei Gesichtern“ designed: Eine Hälfte schön, die andere von Narben nach einem Unfall als Kind übersät. Ich will Ihnen diese Frau auch erst vorstellen – über ihr Gesicht aus Sicht ihres Mannes, den ich gleich in Abgrenzung zu Isabella definieren kann:

Isabella hält den Kopf meist leicht schräg nach links vorne geneigt. Ihr blondes Haar fällt vom Scheitel dann nach vorne und bedeckt ihre linke Gesichtshälfte. Mrs Davis, wie sie Jim manchmal scherzhaft vor anderen nennt, hat diese Haltung seit Jahrzehnten einstudiert, sie ist ihr zur zweiten Natur geworden. Nur wenn sie den Kopf ganz hoch nimmt, sieht man beide blauen Augen und die Narben. Dieser unglaubliche Blick, denkt Jim.

Vor dreizehn Jahren hatte sie James Davis auf einer Happy Hour in New York kennen gelernt; seitdem setzt sich meistens Isabella durch. Jim spielt in dieser Beziehung eindeutig die untergeordnete Rolle, schließlich ist es seine Frau, die in ihrer Familie das Geld nach Hause bringt. Nicht, dass er als Anwalt schlecht verdient, aber Isabellas Gehalt als Managing Director bei der Carolina Bank in London konnte er nicht im Ansatz erreichen. Als Physikerin mit Spezialgebiet »Rocket Science« berechnet und strukturiert Isabella Davis alles, was die Carolina Bank an Derivaten und Zertifikaten auf den Markt bringt. Sie ist, wie sie fast immer in der Bank genannt wird, die »Rakete« des Kapitalmarktbereichs.

Um die Narben nach Jahrzehnten doch noch los zu werden, begibt sich Isabella in die Hände von Dr. Julian Luir, der ihr über ein Jahr in vielen Sitzungen die Narben mit einem Laser „weschleift“. Dr. Luir ist mir eigentlich nur wichtig gewesen, um während der Sitzungen mit Isabella über seine Investments zu reden. Dr. Luir ist der typische in Finanzsachen ahnungslose Arzt, dem Isabella sehr anschaulich erklärt, was in der Finanzkrise passiert. Das war mein eigentlicher Grund, aber über die Zeit verlor Isabella dabei wie von selbst auch ihren diabolischen Charakter.

Und sie lässt sich bei Dr. Luir fallen, weil sie ihm ihr Gesicht anvertraut, es dort nicht verlieren kann und auch ansonsten eben nicht misstraut, wie all den anderen Bankern da draussen in der surrealen Welt des Investmentbankings. Am Ende der Behandlung, als Isabella wieder vollkommen und schön ist, spielt nun die folgende Szene, ein paar Tage vor ihrem Freitod, die ich erst schreiben konnte, als sie wieder geheilt ist. Und ich konnte über die Szene „Spiegelisa an der Wand“ ihre Zerrissenheit beschreiben:

Kurzer blonder Fransenschnitt, wie der Doktor es ihr geraten hatte; als Erstes war Isabella am Morgen zum Friseur gegangen, ehe ihre Abschlussitzung mit Dr. Julian Luir begann. Zwei Stunden hat der

Arzt sie poliert, nun steht Isabella vor dem Spiegel und betrachtet sich. Ihr neues Gesicht zieht sie in ihren Bann. Wie immer hat sie den Kopf leicht zur linken Seite gebeugt, ganz vorsichtig hebt sie ihn an, bis sie sich gerade in die Augen, ins Gesicht schauen kann. Mit dem Lippenstift, den sie die ganze Zeit wie einen Talisman in der Hand hält, zieht sie nun die kräftige Farbe noch einmal nach. Lange Ohrringe betonen ihr freies Gesicht, die Augen sind dezent geschminkt. Ein Kinderbild aus der Zeit, als sie noch keine Narben hatte, hält sie fest in der Hand. Die kleine Isabella Meyrs auf dem Foto sieht exakt so aus wie heute Isabella Davis, nur rund dreißig Jahre jünger.

»Nun muss ich nie mehr nach links unten schauen, Julian.« Der Arzt steht die ganze Zeit an die Wand gelehnt und wartet, bis sie reagiert. Dr. Luir hat die Erfahrung gemacht, dass man gerade Frauen in diesem Moment nicht stören darf. Die Patientinnen brauchen eine gewisse Zeit, sich an ihr neues Gesicht zu gewöhnen, denn es steht eine »andere« Person vor ihnen im Spiegel.

»Nein, das müssen Sie nicht, aber Sie können es.« Mental sieht Isa sich immer noch mit Narben.

»Wie meinen Sie das?«, fragt Isabella.

»Sie sehen toll aus. Der Blick nach unten links mit den kurzen Haaren und allen anderen Accessoires gibt Ihnen etwas sehr Schönes, Isa.« Erotisches hat er sich dann doch lieber verkniffen. Isabella schaut ihn lange im Spiegel an: »Danke, Julian. Sie haben mir ein zweites Gesicht gegeben.«

Die Prozedur an einem solchen letzten Tag ist immer dieselbe: Nachdem Julian fertig poliert hat, wird die Patientin auf dem Behandlungsstuhl von einer Visagistin geschminkt, die eigens bestellt wird. Sie legt der Dame auch die Ohrringe an. Erst danach darf die »geheilte« Patientin mit von Julian Luir zugehaltenen Augen aufstehen und wird vor den Spiegel geführt. Wenn Julian die Hände wegnimmt, tritt er einfach ein paar Schritte zurück und lässt die Patientin mit sich allein, bleibt aber in Rufweite. Erst wenn er weiß, dass die Frau keinen Schock kriegt, zieht er sich ganz zurück.

»Ich lasse Sie einen Moment allein, Isabella.« Julian steht neben Isabella und fasst sie dezent um die Schulter. Noch trägt Isabella eine Art langes weißes Nachthemd, das sie während der Politur anziehen musste.

»Wenn Sie bereit und angezogen sind, kommen Sie bitte noch einmal in mein Besprechungszimmer. Schauen Sie sich ruhig noch einen Moment an. Wir machen dann ein schönes neues Foto«, verabschiedet sich Julian.

»Danke«, ruft sie ihm noch hinterher, aber die Türe schließt sich bereits wieder. Isabella betrachtet sich minutenlang, dreht den Kopf nach links, nach rechts, hebt und senkt das Kinn und geht näher an den Spiegel heran, um erschreckt zwei Schritte zurückzuweichen.

»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?«, sagen sich Isa und ihr Spiegelbild zueinander. Beide schweigen.

»Und Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Beste im ganzen Land?«, fragt Isabella ihr Spiegelbild und zieht dabei die Stirn kraus.

»Physikalisch bin ich schneller, du schöne Spiegelisa; denn ich agiere und du reagierst«, spricht Isabella leise und streckt dem Spiegel die Zunge heraus. Sie geht ein wenig hin und her in diesem hellen Raum, in dem Dr. Luir den Spiegel immer dann aufstellen lässt, wenn ein Patient mit seiner Schönheitsbehandlung fertig ist. Ein sehr großer Spiegel, in dem man seinen ganzen Körper betrachten kann. An einem solchen Finaltag wird auch das milchig blaue Licht in ein helles umgewandelt.

Isabella zieht das lange weiße OP-Hemd aus.

»Dein Gesicht ist nun wohl das schönste Teil an dir, Spiegelisa«, betrachtet sie ihren bis auf ein Höschen nackten Körper.

»Spiegelisa, du bist aber leider nicht die Beste im Land«, seufzt sie und greift sich ihren schwarzen Spitzen-BH, der sich nun so schön gegen ihre kurzen blonden Haare absetzt. »Als du noch die Narbenisa warst, konnte dir keiner etwas anhaben. Du warst die beste Rakete auf dem Kapitalmarkt.« Sie zieht ihren ersten Seidenstrumpf hoch. »Aber jetzt stürzt du wohl ab, meine Liebe. Und ich weiß nicht mehr, wie du das verhindern kannst.« Ihre Stimme wird lauter, sie zieht den zweiten Seidenstrumpf langsam hoch, stemmt die Arme in die Hüfte und zischt: »Was hast du gemacht, Spiegelisabella Davis! Du hast die Bombe nicht mehr im Griff. Das Ding wird explodieren. Was sollen wir zwei bloß machen?« Sie zeigt auf ihr schweigendes Spiegelbild, auf das sie ganz nahe zugeht. Ihre Brust hebt und senkt sich, sie holt tief Luft, um dann nach ihrer Bluse zu greifen, »darauf hast du auch keine Antwort. Narbenisa hätte gewusst, was nun zu tun ist. Die hätte eine neue Weiterverbriefung, eine neue Schachtel aus dem Hut gezaubert«. Als sie nach dem schwarzen Rock greift, fasst Isabella sich an den Kopf und sinkt auf den Stuhl, über dessen Lehne nur noch das Jackett hängt. Minutenlang bleibt sie unbeweglich sitzen. Ihr eigenes Schweigen scheint sie zu frösteln.

»Ich bin ganz allein mit meinem Scheiß-Zertifikate-Schrott.« Sie steigt in den Rock, springt wieder auf und geht auf sich im Spiegel zu; eine Träne kullert aus dem linken Auge über die frisch polierte Wange, die sie vorsichtig mit einem Tissue trocknet.

»Wasserfeste Schminke hält, Spiegelisa«, murmelt sie. Sie greift nach einer feinen Halskette aus Platin. Eine schwere Kette, die den Blick vom Gesicht ablenkt, braucht sie nicht mehr. Doch die mächtige Lange Eins am rechten Handgelenk trägt sie heute wieder einmal. Die Zeit läuft ihr langsam davon, merkt Isabella, und sie bewegt sich schneller. Flugs legt sie ihr schwarzes Jackett zum Kostüm an, das helle Revers verleiht dem Kostüm etwas Leichtigkeit. Sie ist fertig.

»Spiegelisa«, geht sie ein letztes Mal auf den Spiegel zu, »du bist keine Rakete mehr. Deine Knock-outs werden dich umhauen. Deine Programme laufen falsch. Die Realität ist doch kein Modell. Du stürzt ab«, sagt sie ganz leise, und als sie mit der Wimper zuckt, meint Isa für einen Moment, dass Spiegelisa nickt und bestätigt.

»Du hast zu viel Mist auf Mist obendrauf gelegt. Auf Wiedersehen, es war grausam, dich kennen zu lernen.« Sie streckt die Hand aus, die feuchte Handfläche hinterlässt einen Abdruck auf dem Glas.

»Der Betrug war die ganze Sache nicht wert«, sagt sie zum Abschied. »Mitch Lehman war die Sache nicht wert. Schade um Jim. Gott segne meine Kinder und vergebe mir meine Schuld.« Isa und Spiegelisa bekreuzigen sich, danach verlässt sie das Behandlungszimmer. Als die Empfangsdame sie darauf aufmerksam macht, dass Dr. Luir sie noch einmal sprechen will, geht sie auf die Rezeption zu.

»Ich muss leider ganz schnell weg nach New York. Bitte geben Sie Julian diesen Zettel.« Sie hält der jungen Frau einen Zettel hin, den sie heute Morgen geschrieben hat, und geht ohne weitere Erklärungen. Die junge Arzthelferin blickt Isabella Davis nach, bis sie aus der Türe hinaus ist, dann klappt sie das Blatt auf:

Julian, Sie haben in diesen achtzehn Monaten mein wahres Gesicht zutage gebracht, ohne dass Sie etwas dafür konnten. Als ich das System vor ein paar Monaten an Ihre Wand gemalt hatte, hatten Sie es einen Teufelskreis, eine Spirale des Todes genannt. Je mehr ich darüber in den letzten Wochen nachgedacht habe, desto mehr ist mir bewusst geworden, dass man aus diesem Teufelskreis nicht herauskommen kann. Die Geister, die wir riefen, werden wir nicht mehr los, Julian. Ich danke Ihnen für mein wahres Gesicht. Noch eines: Verkaufen Sie alles. Am besten noch heute! Ihre Isabella Davis, 28. Juli 2008.

Meine Damen,

machen wir nun einen grossen Sprung in meinen Büchern: Isabella ist tot. Darüber gibt es also nichts mehr vorzulesen. Carla steht in der nächsten Szene vor dem toten Mitch Lehman, ihrem Ex-Liebhaber, der in der Sakristei einer ganz bestimmten Kirche in London aufgebahrt ist, die in der Nähe unseres damaligen realen Hauses in der Nähe von Notting Hill gelegen ist. Da man nicht immer alles nur erfinden kann, muss man sich solcher Bilder behelfen. Carla reflektiert hier ihre Fehler mit Mitch und wird dabei von der versteckten Diana beobachtet, die sich hier zum ersten Mal begegnen:

Vorsichtig stieg Diana aus dem Bett. Camilla schlief noch tief und fest. Leise verließ sie das Schlafzimmer und nahm dabei noch ein paar auf dem Boden verteilte Sachen zum Anziehen mit. Am Donnerstagmorgen, so hatte sie im Internet gelesen, gab es in St. Francis Church um acht Uhr eine Frühmesse, die von diesem Pfarrer Hastings gehalten würde. Im Eingang hinterließ sie an der Pinnwand eine Nachricht für Camilla, dass sie gegen zehn Uhr zurück sein würde – nur für den Fall, dass diese bis dahin aufwachen sollte, was Diana allerdings bezweifelte.

Sie nahm in der letzten Kirchbank Platz, dick vermummt in einem gefütterten Ledermantel, ihre Haare unter einem dieser leichten

Hermès-Tücher versteckt. So würde sie niemand erkennen. Der Morgen war kalt in London, zumal für jemanden, der gerade aus dem warmen Pazifik kam. Da sie nicht der eigentlichen Andacht lauschen wollte, hatte Diana sich Zeit gelassen und war erst gegen acht Uhr zwanzig in der Kirche erschienen.

Weiter vorne saßen nur wenige Gläubige: ein paar ältere grauhaarige Damen im Pulk sowie zwei Männer in der Mitte, vor denen noch eine Frau mit Mütze Platz genommen hatte, die sehr in sich versunken schien. Es dauerte noch zehn Minuten, bis der junge Pfarrer sie mit einem „Gehet hin in Frieden!“ aus der morgendlichen Messe entließ. Die alten Damen und die beiden Herren erhoben sich fast zeitgleich, als der Kantor seine Orgel zum Ausklang anstimmte, grüßten einander im Mittelgang und gingen verwundert an Diana vorbei, die sich fremd inmitten der morgendlichen Routine vorkam. Diana wollte warten, bis auch die Frau mit der Mütze die Kirche verlassen haben würde, und dann Hastings in der Sakristei aufsuchen. Doch diese machte keine Anstalten, sich zu bewegen. So versunken schien die Mützenfrau. Inzwischen waren die alten Leute aus der Kirche, die schwere Türe fiel krächzend wieder zu.

Als wäre es ein Signal gewesen, zog die Frau ihre Mütze vom Kopf. Ein halblanger rotblonder Schopf kam zum Vorschein. Selbst unter dem Mantel konnte man die lange schlanke Figur der Frau erkennen, die in Jeans und Pullover steckte und Schaftstiefel trug. Diana senkte den Kopf ein wenig, so als betete sie, in dem Moment, da die Frau aus ihrer Reihe trat. Die Gesichtszüge der Frau mit der Mütze waren im schummrigen Licht nicht genau zu erkennen, aber trotzdem zweifelte Diana nicht an dem, was sie sah: ihr Ebenbild, nur rund fünfzehn Jahre jünger. Größe, Figur, Kleidung, das Gesicht und vor allem die halblange rotblonde Frisur. So eine Frisur trug sie auch – seit Mitch sie vor der Hochzeit darum gebeten hatte.

„Hallo, Carla!“ Sie hatte Hastings gar nicht aus der Sakristei kommen sehen, doch beim Namen durchzuckte es Diana so, als hätte sie in eine Steckdose gegriffen.

„Hallo, Pfarrer Hastings!“ Carla sprach leise.

„Deshalb hat Mitch mich geheiratet“, schoss es Diana Lehman, geborene Lundgren, durch den Kopf. Sie hatte den Schlüssel für sein surreales Verhalten gefunden. Nicht sie, sondern die da wollte er haben. Sie senkte ihr Haupt noch ein wenig mehr, aber nicht um nicht erkannt zu werden, sondern weil sie sich jetzt erst recht sicher war, dass alles seine Bestimmung hatte. Sie hatte ihre Doppelgängerin gesehen. Die Todesanzeige von Mitch hatte sie hierher gelockt. Eine göttliche Fügung hatte sie auf Carla Bell treffen lassen. Jetzt wusste sie, was sie hier hingezogen hatte – ihr Ebenbild, Carla Bell.

„In der Kapelle!“, hörte Diana den Pfarrer sagen, ehe beide die Kirche durch die Sakristei verließen. Mitch lag aufgebahrt in der Kapelle neben der Kirche. Hastings führte Carla hinein, die Mitch Pieter Lehman sehr lange betrachtete. Der junge Pfarrer hatte sich mit einem „Sie rufen mich, wenn Sie mich brauchen“ wieder in die

Sakristei zurückgezogen.

Überrascht stellte Carla fest, dass das kleine Loch zwei Zentimeter über dem rechten Auge irgendwie zugespachtelt worden sein musste. Jedenfalls war keine Wunde zu erkennen, Mitchs Haar war mit Gel nach hinten gekämmt. Geschminkt, wie er da vor ihr lag, sah er gar nicht so tot aus, was Carla wiederum ein bisschen Angst machte.

Dass Mitch tot war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden, so reglos, wie er dalag ... Das war völlig untypisch für Mitch! Nie konnte er auch nur eine Sekunde lang ruhig sein. Stets wippte er mit dem Bein, zuckte mit dem Fuß und klackerte mit seinen Fingernägeln auf dem Tisch. Mitch Lehman war immer in Bewegung gewesen, wie die Märkte es waren.

Trotzdem fasste Carla ihn vorsichtig bei den gefalteten Händen, die so kalt waren, wie sein Herz gewesen sein musste.

„Ich bin gekommen, um mit dir zu reden, Mitch.“ Carla ging einmal um den ganzen Sarg herum, die Hände tief in den Taschen ihres Mantels vergraben.

„Ich habe gemerkt, dass wir noch nicht alles miteinander besprochen haben.“ Carla stellte sich neben den Sarg und betrachtete das friedliche Gesicht, das endlich Ruhe ausstrahlte, die Mitch im Leben nie hatte.

„Du hast mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt, Mitch.“ Carla legte ihre Hand nochmals auf seine für ihn so untypisch gefalteten Hände, etwas forscher als beim ersten Mal. Sie hatte Mitch nie beten sehen. „Ich merke, dass ich das mit dir hier und heute zu Ende bringen muss. Ich bin nicht mehr die Alte, Mitch. Du hast mich verändert. Mir ist es erst aufgefallen, seit ich wieder hier in London, in der City, beim CityView bin. Das muss ich zugeben, und bereden kann ich das nur mit dir.“

Carla hatte seit dem Tod ihrer Mutter nicht gebetet, war nicht in die Kirche gegangen und hatte erst recht kein Vertrauen zu einem Pfarrer gefasst. Allein das war eine Änderung für sie. Trotz der Kühle in der Kapelle wurde Carla warm. Sie legte ihren Mantel ab und legte ihn ans Fußende des offenen Sarges. Als sie ihn so ansah, fragte Carla sich, wer ihn wohl derart gekleidet hatte: Mitch Lehman trug einen dunkelblauen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte.

„Du siehst gut aus, mein Lieber.“ Natürlich war Mitch im Nachhinein für sie vor allem ein vulgäres Schwein gewesen, das gierig und geil gewesen war. Doch am Anfang waren der gute Sex und der schöne Luxus dieser Erkenntnis im Wege gestanden. Mitch hatte eben auch positive Seiten, charmante Momente, sonst wäre sie nicht auf ihn hereingefallen.

„Das erste Mal war das beste Mal, Mitch.“ Im Schlafzimmer seines bombastischen Sommerhauses auf Long Island hatten sie es während seines jährlichen Sommerfestes am Fenster getrieben. Weder vorher noch nachher hatte es bei Carla so geprickelt, auch wenn die große Glasscheibe ein fiktives Bild widerspiegelte, damit man nicht sah, was drinnen wirklich geschah. Für Carla war es damals, im Sommer 2007, so gewesen, als hätte Mitch sie unter den Augen

seiner Frau genommen. Die hatte rein zufällig im Augenblick ihres Höhepunktes neben Carl gestanden, den sie damals allerdings noch kaum gekannt hatte. Das war erst später gekommen.

„Ich vergleiche dich manchmal mit Carl, Mitch. Ich habe euch fast zeitgleich kennengelernt.“ Sie hielt wieder seine Hände und blickte den Toten an, der in diesem Moment wohl herzlich gelacht und sich einen Vergleich mit diesem Dr. No Risk verboten hätte. Carla wusste, dass dieser Vergleich unfair war, vor allem für Carl. Aber beide Männer waren fast zur selben Zeit in ihr Leben getreten, das daraufhin Wendungen nahm, mit denen sie nie gerechnet hatte. Carla hatte Banker seit dem Tod ihrer Mutter gehasst und musste später erkennen, dass es gute und schlechte Banker gab, dass aber keiner etwas mit Mutters Tod zu tun hatte. Sie hatte während ihrer Affäre mit Mitch immer wieder über die Risiken geschrieben, doch keiner hatte auf sie gehört. Carla hatte ihren Job verloren und bei der Carolina Bank gearbeitet, doch auch sie hatte das Drama um Isabella und Mitch nicht erkannt. Sie war fast ums Leben gekommen und hatte, als Lehman pleite gegangen war, ihre beste Zeit als Journalistin verpasst. Doch auch ohne sie war alles weitergelaufen und die Welt nicht untergegangen.

„Seit ich dich kennengelernt habe, Mitch, werde ich den Gedanken nicht los, dass es völlig egal ist, was ich mache, ob ich schreibe oder nicht schreibe, ob ich mit dir oder Carl schlafe. Die Welt dreht sich einfach weiter. Es ist so, als wäre nichts geschehen. Kann man so einfach weitermachen? Ist Carl nur der Gute, soll ich mich an ihn hängen? Natürlich bist du genau der Falsche für so eine Diskussion, aber was wäre geschehen, wenn ich dich nicht auf Long Island genommen hätte?“

Carla zog ihre Hand zurück. Sie war es damals gewesen, die die Türe wieder zugeschmissen, ihm die Hose geöffnet und die Zunge in den Mund geschoben hatte. Erst dann hatte Mitch losgelegt. Carla war an allem schuld: an der Affäre, an ihrem Rausschmiss, am Unfall, daran, Mitch zu überführen, und letztlich auch an den Mordversuchen an Carl und ihr selbst.

„Mit dir war es einfach, ein Feindbild zu haben, Mitch. Du fehlst mir als Antrieb, weiterzumachen. Es kommt mir alles sinnlos vor.“ Dass Mitch auch dafür verantwortlich gewesen war, dass sie eine Prämie von der Carolina Bank bekommen hatte und nun Teilhaberin am CityView war, kam ihr erst in den Sinn, als sie sich mit der Hand, die zuvor seine Hände gehalten hatte, durchs rotblonde Haar fuhr.

Genauso wie Mitch Pieter Lehman sie auch in die Arme von Carl Bensien getrieben hatte, in denen sie sich zwar wohlfühlte, in die sie aber nicht durch eine eigene Entscheidung gefallen war, sondern weil sie ihn, Mitch Lehman, gejagt hatten und dabei fast von ihm getötet worden waren. Carl war sehr gut zu ihr, der Job beim CityView als stellvertretende Chefredakteurin war gut, doch beides verdankte sie am Ende auch Mitch.

„Alles ausgelöst durch die erste Nummer am Fenster, mein Lieber. Was davon gut und schlecht bleibt, muss ich nun herausfinden, und

zwar ohne dich, Mr. Lehman. Ich kann dich nicht für mein Leben verantwortlich machen, auch nicht Carl und auch nicht Simon. Ich bin selbst für mein Leben verantwortlich, ich hätte ja auch manches Mal einfach nein sagen können.“ Carla senkte ihr Gesicht immer weiter, bis ihre Lippen nur noch Millimeter über seinen ruhten. Ihr Haar verding sich an seinem Kinn, als wollte er sie festhalten und mit ins Grab ziehen. Mitch war schlecht rasiert. Carla erschrak bis ins Mark und zog ihren Kopf hastig zurück, denn fast hätte sie ihn geküsst.

„Ich wollte dir nur sagen, dass du immer ein Teil meines Lebens bleiben wirst, ob ich das nun will oder nicht, Mr. Lehman. Es war eine verhängnisvolle Affäre!“ Sie nahm ihren Mantel und verließ die Kapelle, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Erst Minuten, nachdem Carla die Kapelle verlassen hatte, entstieg Diana dem Platz des Pfarrers im Beichtstuhl. Sie wusste nun, was sie tun würde. Carla würde eine wesentliche Rolle in ihrem Racheplan spielen müssen. Schnell war Diana Carla und dem Pfarrer unbemerkt in die Kapelle gefolgt, die gleich neben der Türe vor dem dicken Vorhang einen winzigen Beichtstuhl hatte, in dem sie sich verstecken konnte. Ohne dass Carla es wollte, hatte sie der Witwe Lehman ihre verhängnisvolle Affäre mit Mitch gebeichtet.

Carla hadert zu dieser Zeit mit sich und dem Leben, mit der Arbeit und den Männern. Die anfangs erwähnte Prostituierte Diana Lundgren belauscht Carla hier, was zu erheblichen Problemen zwischen den beiden Frauen führen wird. Aber die physiognomische Ähnlichkeit wird nicht alles sein, was die beiden Frauen gemeinsam haben werden und was sie am Ende zusammenbringt. Das ist eigentlich das Beste, das diese beiden Frauen zusammenkommen und zusammenarbeiten. Insofern habe ich mir das Beste fast für den Schluss aufgehoben. Es ist eine Szene, die auch ganz am Schluss meines zweiten Bandes und auch nur in der e-Book-Version erschienen ist.

Diana Lundgren, später verheiratete und dann verwitwete reiche Diana Lehman ist einer meiner beiden Prostituierten, die bei aller moralischen Beurteilung ihrer Dienstleistung eine sehr kluge Frau ist. Die andere heisst Camilla, wobei bei mir Diana die ältere Frau ist. Ich habe sie in meinen Büchern gebraucht, weil die Welt der Investmentbanker nun einmal auch so ist. Sie entwickeln sogar die Enthüllungsplattform „Sexileaks“, eine besondere Form von Wikileaks. Ich habe vor allem Diana aber auch gebraucht, um über sie die Unterschiedlichkeit zu Carla herauszuarbeiten. Aber ich wollte sie so nicht enden lassen – als Nutte. Also habe ich aus ihr eine Journalistin und Buchautorin gemacht. Sie ist mir neben Carla und der leider verstorbenen Isabella sehr ans Herz gewachsen.

Also wird sie über Umwege, die ich hier aus Zeitgründen nicht beschrieben kann, sogar Teilhaberin und Stellvertretende Chefredakteurin des CityView und arbeitet eng mit Carla zusammen. Und Diana schreibt mit Co-Autorin Carla ein Buch über ihre Zeit als Prostituierte in der City, das sie in einer Pressekonferenz mit Carla zusammen vorstellt – natürlich im Grosvenor House, wo alles begann. Dort trifft Diana zunächst den Hoteldirektor:

„Selbstverständlich möchte ich das in Ihrem Haus machen. Es ist ja irgendwie auch mein Haus, aus meinem früheren Leben“, hatte Diana während der Vorbereitungsarbeit dem Hoteldirektor entwaffnend offen erklärt. Schließlich hatte sie hier Hunderte Male Männern ihre „speziellen Dienste“ angeboten, wie sie inzwischen ihre frühere Arbeit beschrieb. Selbstverständlich kannte der Hoteldirektor sie, auch wenn man Damen ihres ehemaligen Gewerbes ebenso selbstverständlich nie offiziell kannte. Jahrelang war sie hier ein- und ausgegangen, später fast nur noch mit Mitch und Camilla. Aber das war damals in ihrem früheren Leben bis zu Mitchs Tod an Weihnachten 2009. Schon lange war sie nicht mehr hier gewesen, um ihren Körper als Arbeitsgerät einzusetzen. Block, Laptop, Diktaphon, iPhone und Montblanc – wenn auch kein „Meisterstück“, wie sie gerne betonte, weil man mit einem Füller nicht schnell genug schreiben konnte – waren heute ihre Arbeitsgeräte.

Den Hinweis, dass sie ja nun eine veritable Journalistin im Range einer Stellvertretenden Chefredakteurin war und von kommendem Januar an auch noch Miteigentümerin des CityView sein würde, hatte es nicht gebraucht. Der Hoteldirektor mochte Diana nämlich. Er schätzte die Diskretion, mit der sie ihre Arbeit fast ebenso schweigsam verrichtet hatte wie er seine. Als Hoteldirektor sah man schließlich nicht nur Escorts kommen und gehen. John Low hatte schon mehrfach mit dem Gedanken gespielt, nach seiner Pensionierung selbst einen Roman über das Hotelgewerbe zu schreiben.

Überzeugungsarbeit hatte Diana nur in dem Sinne leisten müssen, als dass nun auch bekannt würde, dass im Grosvenor House nicht nur Eheleute und Seitenspringer miteinander schliefen, sondern eben auch professionell beigeschlafen wurde. Aber da praktisch alle großen und teuren Hotels von London bei Diana Erwähnung fanden, hatte sie den Chef des ehrwürdigen Hotels am Ende überzeugt. Nur die Präsidentensuite hatte Direktor Low Diana nicht für die Pressekonferenz geben wollen. Diana Lehman und ihre Co-Autorin Carla Bell mussten sich mit einem normalen Raum zufriedengeben

Und nun kommt es zur besagten Pressekonferenz:

Wer bis heute noch nicht wusste, dass Diana Lehman, geborene Lundgren, ein Leben als Edelprostituierte hinter sich hatte, der würde es spätestens ab morgen wissen. Carla hatte Diana oft darauf angesprochen, ob sie das wirklich wollte. Bis zuletzt hatte sie mit ihr gerungen, ob sie das Buch nicht doch als „Anonyma“ veröffentlichen wollte. Aber Diana wollte nicht, sie war nicht so ein anonymes „Cityboy“. Diana wollte ihre Perspektive offen darstellen, wollte beispielsweise Liborskandale und Liebesdienste in einen Kontext stellen. Nach der Pressekonferenz zum Start des Buchverkaufes, den Interviews und den Rezensionen in den Medien würde jeder wissen, was mit „Breitwinkel. Ansichten vom High End“ gemeint war. Je dicker die Brieftasche, desto breiter machte man beim Sex die Beine auseinander. Diana Lehman hatte ihr Leben als High-End-Escort aufgeschrieben. Ein Leben, in dem man pro Nacht zwar 15.000 Dollar verdienen konnte, aber am Ende des Tages oder der Nacht auch nur seinen Körper feilgeboten hatte. „Es war alles nur eine Frage des Preises“, pflegte sie gern zu sagen. Diana hatte ein sehr entspanntes Verhältnis zu ihrem früheren Leben: „Ich war eine Nutte“, hatte sie Carla auf ihre Fragen geantwortet. Aber sie war nicht gewöhnlich. Das war Carla bereits nach den ersten Seiten aufgefallen. Diana erklärte den Charakter von Bankern über ihr Verhalten im Bett. Diana war wie eine Psychiaterin, die ihren Job in den Betten oder auf den Sofas, Tischen oder unter den Duschen von teuren Hotels erledigte.

Hotels wie das Grosvenor House, in dem sich die Journalisten heute in den vollgepackten Konferenzraum drängten. So ein Buch hatte es noch nie gegeben. Und so einen Andrang hatte es auch selten gegeben. Die komplette Mannschaft des CityView war zugegen. Nur Vince konnte nicht kommen. Alle wollten ihre Diana unterstützen, sie notfalls auch beschützen, wie die jungen Redakteure klar machten.

Bella kümmerte sich gemeinsam mit der PR-Agentur des Verlages um die Einladungsliste, war aber mit dem spontanen Andrang hoffnungslos überfordert. Es waren zu viele Journalisten einfach so gekommen. Viele kannten einige der Geschichten vom Hörensagen, manche auch von mehr. Und manche kamen wegen Carla, der „Young Lady of Fleet Street“. So chaotisch die Minuten vor Beginn der Pressekonferenz gewesen waren, so strukturiert zogen Diana und Carla ihre Statements durch.

In hochgeschlossener weißer und absolut blickdichter Bluse erhob sich zunächst Diana. Ihr dunkelblauer Hosenanzug kam so noch mehr zur Geltung. Wie eine Businessfrau berichtete sie über ihr Buch, als wäre es das Normalste der Welt, Börsenentwicklungen, Bumsfrequenzen und Bonushöhen in einen Zusammenhang zu bringen. Sie verzichtete auf erotische Details „ihrer speziellen Dienste“, wie sie es auch hier nannte, breitete umso mehr den von ihr seit vielen Jahren zu beobachtenden Kultur- und Werteverfall aus. Noch geschäftlicher sah Diana aus, als sie zum Schluss ihrer Bemerkungen ihre Lesebrille aufsetzte, um eine Passage vorzulesen:

„Ich lesen Ihnen einen kurzen Abschnitt aus dem Kapitel SexiLeaks vor“, hob Diana an, „dass deshalb so heißt, weil ich gemeinsam mit meiner damaligen Partnerin einige der miesesten aller bad banker zur Strecke bringen wollte. So wie WikiLeaks.“ Diana lächelte über den Rand der Lesebrille hinweg. „Daraus ist leider nichts geworden, weil meine Partnerin mich hinters Licht geführt, fast für Jahre ins Gefängnis gebracht und die Filme zu Erpressungsversuchen eingesetzt hat. Ich habe mich täuschen lassen – sie war nicht besser als diese bad banker, auch nur auf das schnelle Geld aus.“ Dieser Satz musste sein, der hatte gesessen, da war sie sich sicher. Ein paar skandalisierende Sprüche für die PR mussten schon sein. Und Camilla würde das sicher auch herausfordern. Als Diana kurz Luft holte, sah sie die Kugelschreiber der meisten Journalisten über ihre Blöcke flitzen. „Davon muss ich jedenfalls ausgehen, weil keiner unserer zwölf Filmpartner wirklich öffentlich diskreditiert worden ist. Sie müssen also gezahlt haben.“

„Wer denn alles so?“ Dass diese Frage direkt in den Raum gerufen wurde, war Diana erstens ohnehin klar gewesen, zweitens hatte die PR-Dame sie darauf vorbereitet.

„Bemühen Sie sich nicht. Namen werde ich nicht nennen. Ich habe das Projekt abgebrochen. Es gehört zu meinem alten Leben, aber die Zitate lohnen, um den Werteverfall zu beschreiben. Hören Sie lieber, was ich Ihnen vorlese und machen Sie sich selbst einen Reim darauf.“ Dabei sah Diana streng wie eine Lehrerin über ihre Lesebrille in den Raum. Dann schob Sie die Brille auf dem Nasenrücken etwas höher und begann vorzulesen:

„SexiLeaks war ein Plan, den schlimmsten bad bankern die Wahrheit zu entlocken, während meine Partnerin Camilla mit ihnen Sex hatte. Wie oft hatten wir diese Typen die miesesten Dinge über Politiker, Regulatoren, Wettbewerber, den IWF, die BIZ, die EZB oder die FED und ihre Bosse sagen hören? Ich wollte die Männer aber nicht für ihre sexuellen Neigungen zur Strecke bringen, sondern für ihre absurden Meinungen. Camilla stand vor, ich hinter der versteckten Kamera. Hinterher schnitten wir die Szenen so zusammen, dass die wahren Gesichter der Herren zum Vorschein kamen.“

Diana senkte das Buch, fixierte die Zuhörer über die Lesebrille. Sie sah Journalisten mit offenem Mund, was bei diesem Berufsstand nicht allzu häufig vorkam, ehe sie ihr Buch wieder anhub:

„Einen Fall möchte ich allerdings ausbreiten.“

„Namen bitte!“ Wieder fragte so ein junger Typ.

„Geben Sie es auf. Selbst in diesem Gewerbe gibt es Berufsethos.“ Gelächter entspannte die Situation etwas. Diana las weiter:

„Einer der bad banker ging uns in Davos beim Weltwirtschaftsforum in die Falle. Camilla merkte schnell, dass dieser Typ immer mehr sagen würde, wenn sie ihn körperlich wie auch geistig immer weiter reizen würde. Am Ende hatten wir folgende Zitate im Kasten:

„Schuld sind doch nicht wir Banker. Wir haben nur unseren Job gemacht und Kohle gescheffelt. Schuld sind die Politiker und Regulierer, die uns zu Tode regulieren wollten.“

„Was ist schon daran, Geld mit Geld zu verdienen? Eigenhandel ist so gut und so einfach. Man muss keine Rücksicht auf diese nervenden Kunden nehmen.“

„Wir brauchen kein neues Geschäftsmodell. Die Gesellschaft kann mich mal. Die müssen uns auch das nächste Mal retten. Wir sind too big boys and can not fail.“

Diana blickte in erstarrte Gesichter. Manches hatten die anwesenden Journalisten wohl geahnt, aber das hier überstieg dann doch die Vorstellungskraft der meisten. Kaum mehr schrieben sie mit, lauschten vielmehr Dianas Lesung. „Eines hätte ich noch“, setzte sie noch einmal an: *„Fuck regulation, fuck reputation! Just blow my returns!“*

„Schönes Zitat, nicht wahr?“ Schwungvoll klappte sie ihr Buch zu, ging zurück an ihren Platz neben Carla, die ihr für andere unmerklich leicht zugezwinkert hatte.

Bis die Journalisten ihre Sprache wiedergefunden hatten, dauerte es eine Weile. Doch dann prasselten die Fragen nur so auf Diana ein. Mit großer Souveränität meisterte sie alle noch so trickreich gestellten Fragen. Sie hatten sich abgesprochen, dass nur Diana sprach, solange nicht explizit eine Frage an Carla gerichtet wurde. Aber die kam natürlich, höflich verpackt, aber im Prinzip auf recht rüde Art und Weise.

„Mrs. Bell, Sie haben jahrelang daran gearbeitet, den CityView zu einer anerkannten Größe in unserer Branche und in der City zu machen. Warum geben Sie wie ein CityGirl Ihren Namen für eine Sex-Geschichte, wenn auch nett verpackt?“

Carla überhörte das „CityGirl“, rückte leicht vor, spannte sich an: „Weil ich nach den ersten Gesprächen und dem Lesen der ersten Seiten immer mehr davon überzeugt bin, dass wir den wahren Charakter von bad bankern genau in den Betten entdecken, die nicht zu Hause stehen.“ Sie setzte ihr Carla-Bell-war’s-das?-Lächeln auf, aber der Typ ließ nicht locker.

„Was meinen Sie denn damit? Prostitution ist ein altes Gewerbe.“

„Sicher, noch älter als der Journalismus, nicht wahr?“ Die anderen Journalisten lachten. „Und mit einem ebenso schlechten Ruf. Das passt doch zusammen.“ Jetzt konnten sich die meisten vor lachen kaum halten. Carla hatte das kalkuliert, ehe sie wieder ansetzte. Sie wusste, dass sie jetzt dem Buch ihre Interpretation geben musste, um nicht als „CityGirl“ abgestempelt zu werden. Das war ihr Teil des Risikos, doch das hatte sie einkalkuliert.

„Im Ernst: Ich glaube, wer systematisch seine Frau betrügt, betrügt auch seine Kunden.“ Sie hob dabei den rechten Daumen, angestupst mit dem linken Zeigefinger. „Wer im Boom euphorisch und in der Baisse aggressiv bumst, dem fehlt die Balance.“ Ihr Zeigefinger wanderte zum zweiten Finger der rechten Hand. „Wer Viagra schluckt, arbeitet vielleicht auch sonst unter Drogen. Wer den Libor manipuliert, der spielt auch mit der Liebe. Und wer sexuell ein Doppelleben führt, der lebt vielleicht auch so in einer Parallelwelt.“ An Carlas Hand waren nun alle fünf Finger ausgestreckt.

„Wenn Sie so wollen, sind das fünf gute Gründe für ein außergewöhnliches Buch, liebe Kolleginnen und Kollegen.“ Sie schaute durch die gespreizten Finger ihrer rechten Hand, die sie sich wie einen Fächer vor das Gesicht hielt. Das Klicken der Fotoapparate ratterte wie ein Maschinengewehr, ehe Carla die Hand herunternahm. „Vielleicht ist es ein Baustein, der uns erklärt, warum wir auch noch im fünften Jahr nach der Lehman-Pleite keine befriedigenden Lösungen für die Zukunft gefunden haben. Und genau deshalb habe ich mich mit offenem Visier an dem Buch meiner neuen Kollegin beteiligt.“

Während Carla in die Runde schaute, meinte sie die meisten ihrer Kollegen nicken zu sehen. Als wäre es wie ein Schlusswort gewesen, gab es keine weiteren Fragen mehr.

Meine Damen,

da ich selbst ein bisschen ein Rosamunde-Pilcher-Typ bin, wie ich Ihnen eingangs erläutert habe, ist sie zum Schluss nicht nur eine gute Journalistin, sondern auch bin über beide Ohren in den jungen Schnösel Vince verliebt, der viel jünger als sie ist (was in der Realität auch vorkommt) und den Mordanschlag ihrer alten Gespielin Camilla überlebt und in den Armen von Vince liegt – in Oslo, wo sie über den tatsächlich 2012 an die Europäische Union vergebenen Friedensnobelpreis berichtet hat. Ihre ehemalige Partnerin Camilla trachtet Diana nach dem Leben, aber es kommt anders, wie es Rosamunde Pilcher nicht besser hätte schreiben können:

Dass Diana jetzt nur todmüde und nicht mausetot war, verdankte sie Vince und seiner Initiative. Auf der Insel, wo die beiden eigentlich hatten Abendessen wollen, hatte im Dunkeln eine Sniperin namens Camilla Miller gewartet. Sie hatte geplant, gerade im vor Polizei wimmelnden Oslo zuzuschlagen, wenn sich alles langsam wieder auflöste. London wäre in jeder Hinsicht viel zu gefährlich und offensichtlich für sie gewesen. Also hatte Camilla nach einer Gelegenheit gesucht, Diana im Ausland zu erwischen.

Nur mit Vince hatte Camilla nicht gerechnet und hatte seine Zimmernummer in der Nacht auch nicht mehr herausbekommen. Erst als er sein Zimmer bezahlte, war sie unbemerkt und nahe genug an ihn herangekommen um zu hören, wo die miese Ratte Diana sich gebettet hatte. Vince hatte hinterlassen, dass „mein Zimmer noch bis Mittag belegt sein wird.“ Der junge Rezeptionist hatte wissend gelächelt. Für ihn lag da eher eine Nutte statt einer Ratte. Wieder hatte Vince Camilla nicht erkannt, als er mit einem Nicken zum bereitstehenden Taxi abdrehte. Aber auch er war hundemüde.

Im Taxi sank er augenblicklich in eine Art Tranceschlaf, bis ihn der Fahrer weckte: „Welche Airline und welche Uhrzeit bitte?“

„Häh? Air? Uhr?“ Noch im Wachwerden sah er in seinem Kopf die 20.000 FEET an dem Handgelenk dieser Frau. Bei seinem Abdrehen von der Rezeption hatte diese bereits ihre Hand gehoben, um ihre Brille zurechtzurücken. „Das Ziffernblatt! Camilla war da!“ schoss es ihm durch den Kopf. „Zurück, Zurück, so schnell Sie können.“ Vince brüllte den Fahrer an, wählte Dianas Handy, aber das war auf stumm gestellt. Keinesfalls wollte sie heute die Redaktion an der Strippe haben.

Zehn Minuten später brauchte Vince keine zehn Sekunden bis zum Aufzug. Nur der brauchte bis zur zehnten Etage eine gefühlte Ewigkeit. Keine weiteren zehn Sekunden später trat Vince krachend die Türe des Zimmers ein. Bis er Diana im Bad sah, brauchte er zehn Schritte. Beim zweiten Schritt schon hörte er den Schuss. Acht Schritte später sah Vince Diana blutüberströmt in der offenen Dusche liegen, inmitten von Scherben der gläsernen Trennwand, an der sie sich gestern Nacht unter anderem geliebt hatten.

Obwohl sie todmüde gewesen war, war Diana doch nur kurz eingenickt. Ohne Vince war ihr sehr schnell kalt im Bett geworden. Mit einer heißen Dusche hatte sie sich aufwärmen wollen. Im vom Wasserdampf vernebelten Badezimmer hatte Camilla überhastet geschossen, als sie das Eintreten der Türe gehört hatte. Sie hatte Diana durch die Scheibe getroffen. Über und über waren die Splitter in deren Rücken gedrungen, weil sie sich gerade umgedreht hatte. Der Schuss war das geringste Problem. Nur ganz leicht hatte die Kugel ihren linken Arm gestreift. Dass ein etwas größerer Splitter Camilla ins rechte Auge gedrungen war, war Dianas großes Glück gewesen. Im Aufschrei war der Angreiferin die Waffe aus der Hand und Diana zwischen die Beine gefallen. Die begriff schneller und sah besser als ihre ehemalige „Kleine“, die schreiend auf sie zusprang. Aus der Drehung hatte Diana geschossen, das linke Auge getroffen und war dann im Scherbenhaufen zusammen gesackt.

Als Diana Vince erblickte, hob sie nur schlaff die Hand. Camilla Miller lag in voller Länge vor der Dusche – mit einer Scherbe im rechten und einem Loch im linken Auge.

Was für ein schönes Ende?! Maya Grollmund und Sie haben mir einen grossen Gefallen getan, dass ich über diese Anfrage zum Vortrag mit Lesesequenzen meine Frauen einmal selbst reflektieren musste. Manches, was ich so angelegt hatte, war mir nur im Unterbewusstsein klar, aber ich hatte es noch nie ausformuliert. Ich hatte vor Bankern über meine bad banker gesprochen, aber noch nie vor so tollen Frauen wie Sie über meine Frauen, die auch toll sind.